

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **111 (1943)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räder & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 4. November 1943

111. Jahrgang • Nr. 44

Inhalts-Verzeichnis. Die Tugenden des häuslichen Herdes — Erkenntnislehre an der Mailänder katholischen Universität — Gedanken über die Unterstützung der Mission — Gedanken im Anschluß an den Jubiläumskongreß SKJV in Einsiedeln und an die Schweizerische katholische Bauernwallfahrt nach Sachseln — 50 Jahre Encyklika »Providentissimus Deus« — Biblische Miscellen — Aus der Praxis, für die Praxis — Kirchen-Chronik — Philosophische Tagung über neuscholastische Erkenntnislehre — Rezension.

Die Tugenden des häuslichen Herdes

Unter diesem Sammeltitel begann Papst Pius XII. eine neue Reihe von Ansprachen an Neuvermählte. Wir bringen in der Folge die drei ersten dieser Vorträge der allgemeinen Einleitung: Was ist ein Herd? Was ist die Tugend? Wie werden die Tugenden gepflegt? In diesen Vorträgen hat nicht nur die Standesseelsorge reiche Anregungen, sondern jeder Homilet und Katechet kann an autoritativsten und ansprechendsten Beispielen lernen, wie anschaulich und klar an sich abstrakte, schwierige Lehrstoffe dargeboten werden können. A. Sch.

1. Was ist ein Herd?

Ansprache vom Mittwoch, den 27. Januar 1943, »Osservatore Romano«, Donnerstag, den 28. Januar 1943, Nr. 22.

Die Freude, die wir immer empfinden, wenn wir junge Neuvermählte bei uns empfangen, die gekommen sind, um unseren Segen zu erbitten, ist nebst anderen Gründen der Hoffnung entsprungen, die uns erfüllt bei der Erwägung und Ueberlegung der heiligen und großen Aufgabe, die Gott ihnen anvertraut: eine gesunde und starke Gesellschaft wieder herzustellen und zu fördern, beseelt von christlichem Geiste und christlichen Gefühlen, tief und tätig. Ist es nicht gerade das, was von ihnen die bloße Tatsache erfordert, beufen zu sein, einen Herd zu gründen?

Der Herd! Wie oft habt ihr, liebe Neuvermählte, besonders seit ihr an das Heiraten gedacht, seit der Zeit eurer Verlobung, dieses Wort in euren Ohren klingen hören im Chore der Glück- und Segenswünsche eurer Eltern und eurer Freunde! Wie oft ist es spontan aus eurem Herzen auf eure Lippen gekommen! Wie oft hat es euch mit einer unaussprechlichen Süßigkeit erfüllt, faßt es doch in sich kurz einen ganzen Traum, ein ganzes Ideal, ein ganzes Leben zusammen! Ein Liebeswort, ein Zauberwort, das alle guten Herzen verstehen und mit Freude hören, mögen sie nun gegenwärtig an seiner Traulichkeit sich erfreuen oder mögen sie schmerzlich in der Ferne, in der Abwesenheit, in der Gefan-

genschaft daran denken oder mögen sie die Hoffnung freudvoll grüßen, bald dorthin heimzukehren.

Doch möchte vielleicht gerade dieser Zauber leicht dazu verleiten, den Herd in unbestimmter Art zu begreifen, wie eingehüllt in eine rosige, vergoldete Wolke. Deswegen möchten wir heute morgen seine Bedeutung tiefer erfassen lassen. Die Präzisierung wird seiner Poesie nichts schaden, sie wird im Gegenteil seine Schönheit, seine Größe und seine Fruchtbarkeit besser offenbaren.

Der Herd, das ist ein großes Wort, das sich auf viele und verschiedene Dinge beziehen kann. Es bezeichnet das Haus, wenn wir sagen: der väterliche, der eheliche, der häusliche Herd, oder in erweitertem Sinne das Heim des Studenten, des Künstlers, des Soldaten. Es gibt auch einen Herd der Studien, der Wissenschaft, des Gebetes, der Aktion, des Apostolates. In der materiellen Ordnung treffen wir den Herd mit dem wirklichen Feuer, zu dem man geht, um sich zu wärmen oder um die Speisen zu kochen; den Herd der Schmieden zur Bearbeitung des Eisens und der anderen Metalle; den Herd des Dampfkessels, welcher der Maschine ihre Triebkraft liefert. Entdeckt vielleicht nicht der Arzt bei seinem Kranken den Ansteckungsherd, der dessen Leben gefährdet, oder den Herd der Epidemie, wenn eine Krankheit gleichzeitig mehrere Personen eines Häuserblockes oder Stadtviertels erfaßt? Das heidnische Altertum hielt den Kult des heimischen Herdes heilig, Hestia (Vesta) galt als seine Göttin, und verherrlichte das Heldentum jener Kämpfer, die für Altar und Herd stritten: pro aris et focis (Cic. De nat. deorum, I, III, c. 40). Leitet sich nicht aus dem gleichen Worte (focus) auch der Ausdruck Brennpunkt (fuoco) der Linse oder des Spiegels ab als Sammelpunkt der gebrochenen oder zurückgeworfenen Strahlen?

Alle diese Verwendungen und Bedeutungen müssen ein gemeinsames Fundament haben, das die gemeinsame Benennung rechtfertigt. Die Legende — wir wollen nicht sagen die Geschichte — berichtet, wie bei der Belagerung von Syrakus der große Archimedes sich mächtiger Hohlspiegel bediente,

um die Flotte des Marcellus aus der Ferne anzuzünden. Ohne auf ähnliche Beispiele zurückzugreifen: habt ihr denn nie in den Zerstreuungen eurer Jugendzeit mit einer genau in richtiger Entfernung gehaltenen Linse ein wenig Papier oder Werg zum Brennen gebracht? In einem Fixpunkte liefen die Sonnenstrahlen zusammen und verteilten sich wieder aufs neue mit beträchtlich vermehrter Wärme- und Lichtintensität, wie wenn dieser Punkt, dieser Brennpunkt, seinerseits selbst eine kleine Sonne gewesen wäre. So beschaffen ist der Herd, wo immer ihr diesen Namen verwendet: der Punkt, in dem alles sich konzentriert, um von da wieder auszustrahlen.

Der Herd, von dem wir jetzt zu sprechen beabsichtigen, ist derjenige der Familie, den ihr begründet und entzündet habt mit eurer Eheschließung. Aber das Lob dieses schönen Namens muß durch Erfüllung einer doppelten Bedingung verdient werden: Wärme und Licht zu vereinigen und auszustrahlen. Oder schaffen etwa jene jungen Eheleute einen Herd, die ihre Befriedigung nur darin suchen, so oft wie möglich außer Haus zu gehen, die nur gut aufgelegt sind an den Festen, bei Besuchen, auf Reisen, in Vergnügungstätten, in mondänen oder mehr als mondänen Schauspielen? Nein, ein Herd ist keine vernachlässigte, kalte, verlassene, stumme, düstere Wohnung, bar jeglichen heiteren und wärmenden Lichtes familiären Zusammenlebens. Aber auch jene allzu verschlossenen Wohnungen wären kein wahrer Herd, die verriegelt und fast unzugänglich sind, wo weder Licht noch Wärme von außen zusammenkommen, gleich als wären sie Gefängnisse oder Einsiedeleien von Sonderlingen.

Und doch ist ein traurer Herd so schön, wenn er ausstrahlt. Ein solcher sei der eurige, liebe Söhne und Töchter, in Nachahmung und Aehnlichkeit mit dem Herd von Nazareth. Es hat nie einen gegeben, der mehr gesammelt gewesen wäre, aber zugleich auch nie einen, der herzlicher, liebenswerter, friedlicher in aller Dürftigkeit, strahlender gewesen wäre. Warum lebt eigentlich die christliche Gesellschaft nicht und erstrahlt in seinem Lichte? Seht: in dem Maße, als die Welt sich davon entfernt, wird sie dunkler und kälter!

Welches sind denn nun die Strahlen, die sich vereinigen und zusammenfinden müssen an eurem Herde, um dort die Kraft zu finden, von dort in reichen Licht- und Wärmestrahlenbündeln sich auszubreiten? Es sind die verschiedenartigsten, gleichwie jene verschieden sind, welche von der Sonne ausgehen mit ihrer unendlichen Skala von Farben und Abstufungen, die einen leuchtender, die anderen wärmer. Es sind die anziehenden Gaben des Geistes, des Herzens, des Gemütes; man heißt sie Veranlagungen, Gaben, Talente. Die einen sind der Schatz eines doppelten Ahnenerbes. Die anderen sind erworben worden mit Arbeit, Anstrengung und Kampf. Die wertvollsten sind die Tugenden, geheimnisvoll eingegossen in die menschliche Natur von der schenkenden Liebe des Hl. Geistes und vermehrt in der Praxis des christlichen Lebens.

Bis gestern waren eure beiden Familien einander noch fremd: die eine und die andere hatten ihre eigenen Ueberlieferungen, ihre Erinnerungen, ihre besonderen Züge des Geistes und Herzens, die ihnen ein eigenes Gesicht verliehen. Und nun sind diese beiden Chöre an eurem Hochzeitstage in euch zu einer neuen Harmonie zusammengeklungen, die fortleben wird in eurer Nachkommenschaft, aber schon zu widerklin-

gen beginnt um euch herum. Reich in diesem doppelten Erbe, bereichert ihr euch noch überdies mit euren persönlichen Erwerbungen, die ihr zusammenlegt: die Ereignisse und Begegnungen eures häuslichen, beruflichen und geselligen Lebens, eure Unterhaltungen und eure Lektüre, eure literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, vielleicht sogar philosophischen, vor allem aber religiösen Studien. Sie lassen euch in trauten Stunden heimkehren, beladen mit einem Nektar, wie Bienen, die zum Stocke heimkehren, und in euren traulichen Gesprächen bereitet ihr daraus einen süßesten Honig, der mehr als alles andere euch nährt und den ihr, vielleicht ohne es zu achten, allen jenen mitteilt, die sich bei euch einfinden (cfr. Hohelied 4, 11). Im täglichen Kontakte, in der notwendigen gegenseitigen Uebereinstimmung in Denken und Leben, die erreicht wird durch zahllose kleine Konzessionen, durch zahllose kleinere Siege werdet ihr alle sittlichen Tugenden erwerben und vermehren: Stärke und Sanftmut, Wagemut und Geduld, Freimut und Zartgefühl. Diese werden euch in immer wachsender Liebesneigung vereinen, werden sich ausprägen in der Erziehung eurer Kinder, werden eurem Heim eine zauberhafte Anziehungskraft verleihen, die immerdar ausstrahlen wird auf jene, die zu euch kommen oder um euch sind.

So beschaffen müssen die häuslichen Tugenden sein. Bei den christlichen Eheleuten und in der christlichen Familie sind sie geheiligt und in die übernatürliche Ordnung hineingehoben und deswegen von unvergleichlich höherem Werte als alle natürlichen Fähigkeiten. Als ihr Kinder Gottes wurdet, da wurden in eure Seele Fähigkeiten göttlicher Ordnung eingepflanzt. Rein menschliche Anstrengungen, wären sie auch noch so heroisch, vermöchten sie nicht einmal in geringstem Grade zu zeugen.

Von diesen Tugenden werden wir zu den jungen christlichen Neuvermählten sprechen, die euch folgen werden. Wir hoffen, ihr werdet diese unsere Lehren lesen, ja wir vertrauen sogar, daß sie nicht ohne Nutzen auch von geraden und edlen Seelen gelesen werden, die nicht, wie ihr, das Glück dieses göttlichen Lebens haben. Wenn sie loyal und hochherzig ihre natürlichen Tugenden pflegen und vervollkommen, werden sie mit ihrer Hochherzigkeit und Loyalität das Licht und die Hilfe Gottes auf sich herabziehen. Mit heiligem Eifer werden sie dann nach den übernatürlichen Gaben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe streben, welche dem Menschenleben schon hienieden eine unvergleichliche Würde geben und es in der Ewigkeit der göttlichen Seligkeit teilhaftig machen. Wenn sie so nach diesen sublimen Gaben verlangen, werden sie ihre Augen zum Himmel erheben, sich zum Kreuze des Erlösers wenden, der einzigen Hoffnung, sich dem Geiste öffnen, der Liebe ist, und von ihm erfüllt werden. Denn wer aufrichtig seine Pflicht erfüllt, wie er sie erkennt und nicht gegen das Licht sündigt, dem verleiht Gott in reicherem Maße Licht, auf daß er zu ihm komme, und weigert nie seine Gnade.

Diese Gnade erbitten wir von Herzen euch und allen jenen, zu denen durch die Ausstrahlung eures Herdes unser väterliches Wort gelangt, während wir euch als Unterpfand und Sinnbild der göttlichen Gaben in besonderer Liebe den Apostolischen Segen erteilen.

(Fortsetzung folgt)

Erkenntnislehre an der Mailänder katholischen Universität

Dr. P. Hildebrand Pfiffner, O. S. B., Einsiedeln-Ascona.

Mit dem philosophischen Idealismus setzt sich in erster Linie

Mgr. Olgiati,

Professor der modernen Philosophiegeschichte an der Universität del Sacro Cuore, tieferschürfend auseinander, indem er den Begriff des Seins ins Licht rückt. Es mag einer ein Idealist reinsten Wassers sein, aber bei der Frage: Ist das (nach Gentiles Lehre) in der Autoktisis (Selbstschöpfung) sich selbst zum Objekt schaffende Subjekt etwas, oder ist es nichts, muß er antworten: Es ist etwas, es ist ein Sein, es läßt sich im Lichte der Begriffe keine andere Antwort geben. Damit ist die Grundlage für den Realismus geschaffen; denn aus dem Begriff des Seins wird mit gleich einleuchtender Gewißheit das Widerspruchsprinzip gewonnen, sowie die anderen grundlegenden Sätze. — Ist diese Grundlage solid? Es gibt Stimmen, die unterscheiden. An sich, objektiv gesehen, ist sie es durchaus. Subjektiv dagegen, d. h. als Argument gegen einen Idealisten, ist sie es nicht. Der Grund dafür liegt in einem von Olgiatis Lieblingsgedanken: Es gibt eine jede philosophische Richtung den Begriffen, gerade den geläufigsten, einen eigenen, stillschweigend unbegriffenen Sinn. Wie das Wort »Substanz« bei Descartes, Spinoza, Kant seine Bedeutung wechselt, so ist auch der Begriff des Seins für den Idealisten eben sein autoktistisch, selbstschöpferisch, geschaffenes Sein, das die ganze idealistische Metaphysik in sich birgt, und daher für eine individuelle Bekehrung zum Realismus keine Grundlage abgeben kann. Olgiati ist sich dieser Schwierigkeit wohl bewußt, wie z. B. ein Artikel der Rivista di Filosofia Neoscolastica (1935, pp. 455 ss. »Il Concetto di Realtà«) beweist, der das Problem in seiner ganzen Schärfe faßt: »Das Problem ist nicht, ob eine Wirklichkeit existiert oder nicht, als ob man ernstlich hierüber diskutieren könnte. Sondern das Problem heißt: Muß die Wirklichkeit als »Sein«, oder als Erscheinung oder als selbstschöpferische Tat aufgefaßt werden? (l. c. p. 471). Nur die erste Lösung kann richtig sein, denn die beiden andern schließen ein Absurdum in sich; sie sind nicht denkbar.«

Daß die Position Olgiatis objektiv wertvoll ist, beweisen verschiedene Fälle, in denen er mit dieser Grundlage stets einen sicheren Ausgangspunkt gewann. Greifen wir nur zwei davon heraus!

Am nationalen Kongreß der italienischen Philosophen, der 1935 in Salsomaggiore stattfand, hatte Francesco Orestano gegen den Idealismus die realistische Auffassung verteidigt und seine Stellung, die er »superrealismo« nannte, mit verschiedenen Gründen unterbaut, z. B. mit der Erwägung, daß der Gedanke, da er im Gebiet der Erfahrung eine Teilfunktion darstellt, aus eigenem Vermögen sich die Erfahrungswahrheiten nicht setzen kann. Olgiati fand nun an Orestanos Stellungnahme eine gewisse Inkonsistenz, weil er, auf der Subjektivität der Erfahrung fußend, gegen die abstrakten und allgemeinen Begriffe ein ausgesprochenes Mißtrauen empfindet, das dem Begriff nur ein

»asymptotisches«* Sichannähern an die Wirklichkeit zugeht, und eben dadurch einen eigentlichen Realismus verunmöglicht. Es läßt sich kein klarerer Beweisgrund für Olgiatis These finden als eben der Begriff des Seins: jede Wirklichkeit ist ein Sein, und diesen einfachsten Begriff nur asymptotisch fassen wollen, bedeutet den Verzicht auf den Realismus: ich werde für immer einen Abstand von der Wirklichkeit bewahren.

Bestand diese freundschaftliche Kontroverse (die von ihren Partnern später in Buchform herausgegeben wurde und alsdann ein weiteres Echo fand, z. B. im Freiburger »Divus Thomas« in einem Aufsatz von P. Thiel [1938, pp. 57 ss.]) zwischen Olgiati und einem nicht-scholastischen Philosophen, so entspann sich eine andere mit einem Scholastiker, mit einem Kollegen an der Università del S. Cuore, Mgr. Zamboni. Dieser war vom Wunsche beseelt, die Kluft zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Kant und Thomas, zu überbrücken. Das Mittel dazu schien ihm die Unterscheidung einer doppelten Metaphysik in Thomas zu sein: einer Metaphysik des Seins, des actus essendi, steht eine andere des Daseins, der Existenzialität zur Seite, die auch von einem Phänomenisten angenommen werden könnte, da der Begriff des Daseins aus der Welt des Gedankens geschöpft wird, also aus dem subjektiven Bereich. Auch hier ist es wieder der Begriff des Seins, den Olgiati seinem Einspruch gegen diese Stellung zugrunde legt, da er die von Zamboni gemachte Unterscheidung nicht zuläßt, die ja auch geschichtlich nicht begründet ist. Selbstverständlich sind dies nicht die einzigen Gründe, die Olgiati geltend macht; doch liefert jener Begriff die Grundlage, wie aus den verschiedenen Artikeln in der »Rivista di Filosofia Neoscolastica«, besonders im Supplemento speciale al volume XXVI, August 1934: »Indirizzi e Conquiste della Filosofia Neoscolastica Italiana«, hervorgeht.

Es ist folgerichtig, wenn Olgiati von seiner Grundstellung aus die überkritische Stellungnahme des sogenannten kritischen Realismus, daß am Anfang der Philosophie die Kritik der Erkenntnis stehen und mir ihren Wert garantieren müsse, durchaus ablehnt, und statt dessen die Metaphysik, die Wissenschaft vom Sein, an die Eingangspforte der Erkenntnistheorie stellt, da eben der Begriff und die Prinzipien des Seins der erste aus sich gesicherte Gegenstand unserer Erkenntnis sind.

Olgiati ist Professor der Geschichte der neueren Philosophie und wohl eingearbeitet in deren Problematik, die er auf drei metaphysische Haltungen zurückführt: die des Phänomenismus, die alles als Einzelwahrnehmung erklärt (z. B. Berkeley mit seinem: »Esse est percipi«), die des Idealismus, dem in seiner konsequentesten Form alles Tat des selbstschöpferischen Geistes ist (Hegel, Gentile), und die des Seins, deren Vertreter sich im scholastischen Lager finden. Im Licht dieser Grundauffassung sucht O. jeweils das zu erfassen, was er »die Seele des Denkers« nennt, seinen zentralen Leitgedanken. Manchem scheint dieses Verfahren reichlich schematisch zu sein. Es läßt ihn z. B. Galilei den Phänomenisten zuzählen; ebenso Bergson, dessen Realismus O. daher nicht anerkennt, trotz der Urteile eines P. Gorce, Sertillanges, Chevalier. Doch ist

* Asymptote = eine Gerade, die sich einer Kurve nähert, ohne sie je zu berühren.

auch diese Einstellung die konsequente Frucht der schon genannten Auffassung von der grundlegenden Bedeutung des Seinsbegriffs: als Ausdruck der Wirklichkeit läßt er sich nur auf die drei genannten Arten auffassen, und nur eine davon ist denkbar und daher zulässig.

Bei seiner Stellung muß es um so befremdlicher scheinen, wenn Olgiati an gewissen Stellen das Bestehen eines kritischen Problems rundweg bestreitet. Sieht man jedoch näher zu, so wird klar, daß nur dem Phänomenisten und Idealisten das Recht abgesprochen wird, auf seinen metaphysisch ungenügenden Grundlagen dieses Problem aufzuwerfen, da von hier aus jeder Lösungsversuch sinnlos bleibe. Nur dem Realisten, der von der Grundlage des Seins ausgeht, sei eine richtige Lösung möglich, nicht bloß eine Scheinlösung, die nur irgendwie einen der Begriffe des Paares: Subjekt — Objekt, unterdrückt. (Schluß folgt)

Gedanken über die Unterstützung der Mission

Zum Missionssonntag, den alljährlich die Kirche Ende Oktober auf dem ganzen Erdkreis veranstaltet, erinnert sich auch unsere katholische Tagespresse an die Bedeutung der Weltmission. Sie solle leben und sei jeder Unterstützung wert! — Ist aber dieser Festklang vorüber, so klingt der gewöhnliche Sang anders melodiert. Man spürt aus dem Ton nur zu oft den Mangel jeder Begeisterung heraus für diese arme »Bettelschwester«, welche der Kirche förmlich »aufgedrängt« wurde. Meinetwegen soll sie betteln gehen — ist die geduldige Gesinnung, die ihr vielfach entgegengebracht wird.

Wem indessen das katholische Missionswerk, eben die Sorge für die Verbreitung des Glaubens, wirklich am Herzen liegt, der wird sich auch freuen über jedes lebensfähige Missions-Institut, welches diese Idee wirksam und hauptamtlich ausführt — so wie sich ein eifriger Katholik etwa freut über jede praktische Mehrung des religiösen Lebens in seiner Pfarrei oder über jede neu erstandene Kirche in unserer Diaspora. Gemeinsam haben alle diese Verkörperungen des kirchlichen Lebens auch ihre gleiche mehr oder weniger betonte finanzielle Seite — nur mit dem Unterschiede, daß hier zuerst die Pfarrgenossen und Landsleute, dort ferne Völker die Nutznießer unserer Anstrengungen sind.

1. Nun aber verstummt bis zur Stunde in unserm katholischen Schrifttum und noch mehr in der »mündlichen Ueberlieferung« der vielleicht zart formulierte Anklang nicht, wir hätten in der Schweiz genug (lies: zu viele) Missions-Institute, — mehr, als der kleine katholische Konfessionsteil tragen könne.

Der Beweis für diese Behauptung wird immer gefühlsmäßig erbracht, etwa weil wir früher keines und erst allmählich das eine oder andere eigne Missionshaus hatten. — Aber es gibt auch heute noch Leute, denen jedes Kloster überflüssig ist; es gibt Gläubige, welchen es z. B. heute in Zürich endlich einmal »genug« katholische Kirchen sind, schon wegen dem ewigen Bettel! Alle diese Katholiken reden nach ihrem Sinne, Interesse und Verständnis. — Was bedeuten wirklich zahlenmäßig ungefähr ein halbes Dutzend Missions-Institute mit durchschnittlich sehr bescheidener Schülerzahl im Vergleich zu den übrigen katholischen Lehr-Instituten mit teilweisem

Großbetrieb? Wie verschwinden sie erst gegenüber den 130 Gymnasien und Maturitäts-Instituten, den 200 Knaben- und 260 Mädchen-Instituten, wie sie das offizielle Schweizer Jahrbuch aufweist*, mit ihren Legionen bildungsbedürftiger und berufsanstrebender junger Menschen!

Wieder andere reden vom Zusammenlegen, Vereinfachen, Einsparen im Missionswerk, und übersehen dabei, wie wenig sich auch sonst im religiösen kirchlichen Leben, etwa in Pfarrei und Diözese und Diaspora, zusammenlegen läßt ohne Verkümmern. Sie vergessen, daß Gott und die Kirche der »Vielfheit in der Einheit« gegenüber der Gleichschaltung, und einer gesunden Konkurrenz gegenüber einer satten Genügsamkeit den Vorzug geben. Verschafft nicht auch das Kirchenrecht den verschiedensten und doch immer wieder gleichlaufenden religiösen Instituten ausdrücklich ihr Eigenrecht und ihre juristische Persönlichkeit, aus guten Rechts- und Erfahrungsgründen! Schon die Apostel haben ihren gemeinsamen Auftrag, der Welt das Evangelium zu verkünden, nicht zusammengelegt, sondern geteilt. Die Kirche hält also bei der Verfolgung des gleichen Zieles an dieser apostolischen Teilung, an diesem »divide et impera«, fest, weil sie in der Teilung der Interessen auch den nötigen Antrieb erblickt.

2. Sinn und Interesse bestimmen desgleichen nur zu oft und zu deutlich das Urteil über die sogenannte finanzielle Belastung durch das Werk der ausländischen Mission. — Aber man studiere die verschwindend kleine Verhältniszahl dieser Beanspruchung im Vergleich zur Gesamtzahl aller staatlichen, kirchlichen, privaten und Wohltätigkeits-Institute und Sammlungen. Wem nun viele von diesen und andern Dingen »practice et aestimative« vorangehen, der ist wohl der Mission nur deswegen abhold, weil sie sich »auch noch« meldet. Vielleicht gibt es noch einen kleinen Rest Engherziger, denen auch die letzte Aehrenlese über die Gemeindefelder zu Gunsten der Weltmission zuviel, oder denen die letzte Auskehr aus der Sakristei noch gut genug ist für die Mission. (In Missionshäusern können auch solche Raritäten gezeigt werden: Unförmliche Missalien aus dem vorletzten Jahrhundert ohne die seitherigen Ergänzungen, oder Paramente, mehr als abgetragen, aus denen sogar die Schere den letzten Rest von Stickereien entfernt hat). — Berechnet man diese sogenannte finanzielle Belastung auch nur auf den katholischen Konfessionsteil allein, so würde auch die Behauptung, daß diese Almosen für die Glaubensverbreitung nur einen bescheidenen Bruchteil ausmachen von den Ausgaben der gleichen Katholiken für nicht-lebensnotwendige Dinge, bestimmt jede Probe aufs Exempel bestehen, — etwa anhand der kontrollierbaren Umsatz- und Luxussteuern. Was ergäbe allein die Wust für Tabak — um von den Millionen Ausgaben dafür nicht zu sprechen — ein ungeahnt großes Missions-Almosen! Deshalb mögen derartige Einwendungen gegen die Weltmission verstummen, welche inhaltlich nur leere Lufthiebe sind, aber doch wie Faustschläge gegen alle Katholizität empfunden werden. Gottlob bilden wir Katholiken der Schweiz keine enge »Landeskirche«, sondern einen Zweig der großen, alles umfassenden katholischen Kirche, deren Mehrung und Weitung dem eigenen Lande nach Gottes untrüglicher Verheißung zur größten Segensquelle werden soll.

* Die Schweiz, Ihre Erziehungs- und Bildungsanstalten. 1943/44.

3. Betteln gehen — und zwar ganz ausgesprochen — muß auch der *Missionsberuf* selbst, in dem Sinne, daß die erhabene Berufung zur Missionsarbeit, wieder *practice et aestimative*, sehr gering im Kurswert steht. — Wenn dem nicht so wäre, so hätten beispielsweise unsere jungen Theologen nicht geradezu Schlangen gestanden vor den Türen der bischöflichen Ordinariate — immer anklopfend, ob der Oberhirte sie nicht doch noch für seine Diözese anstellen könne. Sie wollten devot noch ein bis zwei Jahre länger warten, wenn sie nur sichere Aussicht hätten, später im »Weinberg des Herrn« arbeiten zu dürfen. Weist ein Bischof diese Anwärter auf das große Erntefeld der Weltmission hin, so wird ein solcher Hinweis fast als eine unbillige Zumutung empfunden. Engbegrenzter Priesterberuf, im Gegensatz zum weltweiten Verlangen großer Priesterseelen! Um von den Aposteln aller Zeiten zu schweigen, verlangte auch ein hl. Franz von Sales vom Papst nach Indien oder Japan oder in seine untergegangene Titular-Diözese Nikopolis gesandt zu werden, nicht nur ins steinige Chablais. Das war seine Berufsauffassung! — Aber es wird geltend gemacht, es brauche zur Missionsarbeit und zum Ordensstande eine besondere Berufsgnade. Braucht diese nicht auch zum Priesterstande? Wie geheimnisvoll auch diese Berufung ist, läßt sie doch immer dem Menschen ein großes Stück Wahl und Freiheit. Sie ist sowohl göttliches Angebot wie menschlicher Zugriff und Entschluß, unser Aktivum. Wie stark betont schon ein hl. Benedikt in seinem Prolog und später der hl. Ignatius in seinen Wahlbetrachtungen diesen persönlichen, freien, großmütigen Willensentschluß zum Dienste Gottes! Also warum den Beruf plötzlich zu einem rein »passiven Gegenstand« machen, während wir sonst ganz klar von der Berufs-Wahl reden! Vielleicht, um die mangelnde Entschlußkraft der Seele bescheiden zu verbergen?

Dann hat man auch allzu beharrlich und zu selbstverständlich den Priesterberuf auf das »Pfarrerwerden«, den Weltpriesterstand beschränkt. Bei aller Hochschätzung und Notwendigkeit dieses ersteren bleibt doch der apostolische Beruf im eigentlichen Sinne die Originalausgabe des Priestertums, steht in der Kirche nach Herkunft, Opfern und Bedeutung im ersten Rang. Aber betteln soll er gehen und schauen, bei wem er Gnade finde, etwa noch als letzte Möglichkeit, nachdem die andern Aussichten geschwunden!

Ist endlich der Priesterberuf wirklich nur auf das Bedürfnis der einzelnen Diözesen beschränkt und zu bewerten wie Marktware nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage? Weil dort das Angebot zu reichlich war, habe man vielerorts einen stillen Wink zum Abbau gegeben. Seelsorger hätten sich gehemmt gefühlt, das Quatembergebet um gute Priesterberufe zu verrichten, als überholt, wie man auch eine Imperata ad petendam pluviam aufgibt, wenn es schon seit Tagen regnet. Ob sich ein solcher Abbau nicht auswirkt, so ganz gelegen im materialistischen Zug unserer Zeit? Nur Christus fleht weiter zum himmlischen Vater: »Herr, sende Arbeiter zur Ernte!«

Noch mehr! Wenn ein braver Bub Eignung und Neigung zeigt zum Missionsberuf, so darf er vielfach »vorläufig« nicht in ein Missionshaus. Der deutliche Wink dazu kommt nicht selten aus dem Pfarrhaus. Die Begründung liegt nicht etwa in der leidigen »Konkurrenz« der Missionsschulen zu den Kollegien: letztere sind trotz ihrer Erweiterungen im

allgemeinen voll besetzt. Es ist auch nicht die Furcht, das Kleinod des schlummernden Priesterberufes könnte in den Missionsschulen weniger gut behütet werden; auch nicht der Vorwand die wissenschaftliche Ausbildung sei geringer soweit die Maturareife verlangt wird, nein, nur weil »Missionsschüler« sein zu gering ist. Vor allem sind die Söhne aus den sogenannten besseren Familien auch von vornherein zu etwas »Höherem« geboren. Kann ferner ein unbemittelter Student auf einem Kollegium, wie es billig und recht ist, kollektieren »bis tausend und retour«, so wird oft an den gleichen Orten den Missionsschülern diese Möglichkeit derart beschränkt, daß die Missionshäuser ihre bescheiden angesetzte Pension nicht einbringen können. Sie, die Mission, soll ja betteln gehen!

Diese Ausführungen wollen selbstverständlich das Gute und Große nicht übersehen, das für die Verbreitung des Glaubens, besonders von den Kleinen und Bescheidenen dieser Welt, getan wird. Aber sie wollen offen hinweisen auf das größte Hindernis dieses Werkes, den breitschichtigen Materialismus, dem zu wenig wahrhaft katholisches Denken und seelenrettendes Verlangen entgegengesetzt wird, durch die wichtigste katholische Aktion, die Welt-Mission. Sie ist und bleibt nach dem elften Pius: »Das größte und heiligste aller kirchlichen Werke« — und nicht der Kirche Aschenbrödel! — Darum soll sie leben — — — und nicht betteln gehen!

M. B.

Gedanken im Anschluß an den Jubiläumskongreß SKJV in Einsiedeln und an die Schweizerische katholische Bauernwallfahrt nach Sachseln

I. Erfolg und Wert einer gesunden volksliturgischen Erziehung.

Der Jubiläumskongreß des Schweizerischen Katholischen Jungmannschaftsverbandes (4.—6. Sept. d. J.) erhielt sein Gepräge durch die wundervollen kirchlichen Feiern im Mariendom zu Einsiedeln. Das Gemeinschaftsgebet und der gemeinschaftliche Gesang der 2500 anwesenden Jungführer waren in ihrer äußeren Form von solcher mitreißender Kraft, daß nicht nur die Jungen davon ergriffen wurden, sondern auch die anwesenden Bischöfe über diese Art der gottesdienstlichen Feier Worte höchsten Lobes fanden. Es zeigt sich immer mehr, daß wenigstens bei einer Elite unserer Jungmänner die jahrelangen Bemühungen einer gesunden volksliturgischen Schulung Früchte tragen. Wenn die Jugend es einmal versteht, was für eine Fülle von Schönheit und erhebender Kraft in der liturgischen Feiergestaltung der Kirche liegt, dann wird sie wieder leichter am Sonntag den Weg ins Gotteshaus finden als auf den Sportplatz. Darum ist die Förderung der gesunden, nach den Gesetzen der Kirche geformten liturgischen Bewegung ein Hauptanliegen der heutigen Jugendseelsorge und die beste Gegenaktion gegen jene Verweltlichung des Sonntags, die absieht von feierlichem Gottesdienst, dafür aber den Tag des Herrn vom frühen Morgen bis zum späten Abend sportlicher Betätigung und nicht immer sauberen Vergnügen widmet.

In ähnlicher Weise traten auch bei der Bauernwallfahrt nach Sachseln (2./3. Okt.) Wert und Schönheit der volksliturgischen Gottesdienstgestaltung in Erscheinung. Vor allem war es die abendliche Erntedankfeier, die in der einzigartig geschmückten Sachslar Pfarrkirche etwa 2000 Bauern in ihren Bann zog. Das gemeinschaftliche Gotteslob in Wort, Lied und Psalmengesang, die Aufopferung und Segnung der Erntepfergaben, machten auf die Bauern einen tiefen Eindruck, und als sie die Früchte ihrer Arbeit als Zierde in der Kirche und auf dem Opferaltar sahen, als sie auf einmal die Symbole ihrer Erntearbeit, Sichel und Flegel, wie etwas Heiliges in der Kirche fanden, umrahmt von den Aehren, da mochten sie spüren, daß der Alltag nicht getrennt werden darf vom Sonntag, sondern daß ihr Bauernleben in seiner Ganzheit etwas Heiliges und vom Segen der Kirche Verklärtes ist. Dieses Bewußtsein hebt den Bauern aus den Niederungen alltäglicher irdischer Sorgen empor und gibt seinem Schaffen Weihe von oben und höheren Sinn. Gerade bei jener Erntedankfeier, die alle Teilnehmer zutiefst ergriff, wurde der Wunsch wieder lebendig, es möchte doch keine Landpfarrei den Herbst ohne eine solche Erntedankfeier vorübergehen lassen. Die Gebetstexte, die in Sachseln verwendet wurden (Erntedankfeier des Rex-Verlages), ermöglichen auch der einfachsten Dorfpfarrei, diese Feier mit dem ganzen Volk eindrucksvoll durchzuführen. Hier beginnt die gesunde volksliturgische Arbeit, die unsern Leuten wirklich gefällt und Altar und Volk eng miteinander verbindet.

II. Kaderschulung, die Hauptaufgabe des Vereinspräses.

Nach dem autoritativen Wort Papst Pius XII. über die Notwendigkeit katholischer Organisationen und nach den Kundgebungen höchsten Lobes, die unsere Bischöfe den katholischen Verbänden widmeten, wäre es wohl kaum am Platz, wenn ein Priester aus persönlicher Voreingenommenheit Gegner eines pfarreiverbundenen und religiös vertieften Vereinslebens wäre. Freilich sind unsere Organisationen im schweizerischen, kantonalen und pfarreilichen Raum immer nur so viel wert, als kernkatholische, kluge Persönlichkeiten an ihrer Spitze stehen und sie in vertrauensvoller Zusammenarbeit von Priester und Laien leiten. Diese uralte Weisheit der Gemeinschafts-seelsorge wird immer wieder vergessen. Darum muß erneut darauf hingewiesen werden, daß die Schulung guter Jungführer und verantwortungsbewußter Männer zum Laienapostolat Hauptaufgabe des Priesters ist, der im Sinne der Katholischen Aktion seine Pfarrei verlebendigen will. In Einsiedeln trat die Wichtigkeit dieser Auffassung in überwältigender Form in Erscheinung. Man spürte es und auch der helle Blick der anwesenden Bischöfe erkannte es genau, daß unsere Jugendbewegung steht und fällt mit guten Laienführern, denen der Priester nach erfolgter Bildung ein Stück seiner Arbeit anvertrauen darf. Wo das einem Präses gelingt, wird seine Jugendarbeit stark erleichtert und viel eher von Erfolg gekrönt. Freilich bedarf diese Führerschulung unablässiger Bemühungen und geduldiger geistiger Kleinarbeit. Man muß als Priester begabten

Laien etwas bieten und sie erfüllen mit kirchlichem Geist, mit der Verantwortung für die Kirche, wie sie etwa aus der Enzyklika »Mystici Corporis Christi« spricht.

Wie übrigens der Einsatz der Laien von ausschlaggebender Bedeutung ist auch in der Standesseelsorge der Erwachsenen, zeigen die Erfahrungen bei der Vorbereitung der Bauernwallfahrt nach Sachseln. Wenn diese sowohl was Teilnehmerzahl anbelangt wie auch in bezug auf ihre innere und äußere Gestaltung einen erfreulichen Erfolg bedeutete, so darf man sich doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den Pfarreien, auch in der katholischen Zentralschweiz, in der religiös-kulturellen Bauernarbeit große Lücken festgestellt werden mußten. Während z. B. die Pfarrei Cham in vorbildlicher Einzelarbeit weit über hundert Bauern nach Sachseln führte, gab es viele große Bauerngemeinden, aus denen höchstens einer oder zwei oder auch gar niemand angemeldet wurde. Man hat sich in vielen Pfarreien noch keine Rechenschaft darüber gegeben, daß wir heute das Bauernvolk religiös-kulturell viel intensiver betreuen müssen, als das in den vergangenen Jahrzehnten notwendig war. Darum wurde auch die Schweizerische Katholische Bauernvereinigung gegründet, die ohne neue Vereinsbildungen durch Vertrauensleute und große katholische Kundgebungen die Rechte des Bauernstandes wahrt und eine religiös-kulturelle Hebung der Bauernsame in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Katholischen Volksverein wirksam zu erreichen sucht. Stößt man aber auf Pfarreien, die sich nicht einmal bemühen, eine Handvoll Vertrauensleute in lebendigen Kontakt mit der Bewegung zu bringen, dann werden solche Pfarreien gar nicht erfaßt und ihre Bauern bleiben abseits der großen Bewegung. Diese Lücken feststellen zu müssen, ist nicht nur schmerzlich für jene, die aus der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit heraus sich abmühen, sondern auch für den, der weiß, wie oft die Bauern eines Dorfes durch die Untätigkeit des Priesters selbst allen andern Einflüssen zugänglich werden. Die Verantwortung, die dadurch ein Seelsorger auf sich nimmt, darf nicht als allzu leicht eingeschätzt werden.

III. Bequeme Organisationsmüdigkeit — heute unverantwortlich.

Wir werden nicht müde, mit dem Papst es dem Klerus immer und immer wieder zu sagen, daß heute eine bequeme und müde Resignation für uns Katholiken nicht am Platz ist. Mit ein paar Ausreden rüsten wir uns nicht auf die kommenden geistigen Auseinandersetzungen. Wenn auch im Moment die katholische Vereinstätigkeit durch die Behinderungen der Kriegszeit nicht jene äußeren Erfolge erzielen kann, aus der eine allgemeine Begeisterung erwächst, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß jetzt die Zeit der geistigen Aufrüstung angebrochen ist. Wollen wir Katholiken nach dem Krieg nicht zu spät kommen und die Gelegenheiten verpassen, um unserer Sendung im Volk gerecht zu werden, dann müssen wir uns jetzt in unbeachteter Kleinarbeit von Pfarrei zu Pfarrei vorbereiten auf die großen Aufgaben, die unser warten. Darum bemühen wir uns, unbekümmert um die äußeren Ereignisse, um die Erneuerung der religiös-kulturellen Männerarbeit.

Darum bauen wir die kirchlichen Jugendorganisationen auf und aus, ohne uns dadurch beeindrucken zu lassen, daß sie in andern Ländern zerschlagen wurden. Sie werden dort wieder erstehen und erstehen müssen, wenn einmal die Fesseln gesprengt sind, in denen jetzt die Kirche und die Völker schmachten. Die Anweisungen des Papstes in seinem Handschreiben zum goldenen Jubiläum des SKJV sind eindeutig. Bequeme Organisationsmüdigkeit würde im Moment für den Katholizismus der Zukunft zu einem ähnlichen Verhängnis führen, wie jene leichtgläubige und bequeme Politik, die manche Länder im Weltkrieg in ein namenloses Unglück stürzte. Der Aufbau unseres katholischen Vereinswesens auf der Grundlage religiöser und sozialer Schulung guter Laien und mit dem Einsatz priesterlicher Kraft und Liebe wird erst nach dem Krieg seinen vollen Segen ausstrahlen.

Dr. Josef Meier.

50 Jahre Encyklika »Providentissimus Deus«

Von Dr. P. Theodor Schwegler, OSB, Einsiedeln.

Als 1878 Leo XIII. den Stuhl des hl. Petrus bestieg, gab er sehr bald zu erkennen, daß er die fast nur abwehrende Haltung, die seine nächsten Vorgänger der modernen Kultur gegenüber eingenommen hatten, aufzugeben gedanke. Schon als Bischof von Perugia hatte er sich lebhaft mit dem Problem »Kirche und Kultur« beschäftigt und in mehreren Hirtenbriefen (1873—1878) behandelt. »Müßte diese Hauptfrage zuungunsten der Kirche entschieden werden, so bliebe uns vielleicht keine Möglichkeit mehr, dem Abfall ihrer Söhne Einhalt zu tun. Sie würden dazu schreiten, aus Verachtung vor einer Institution, die sie zwänge, Barbaren und Ungebildete zu bleiben« (s. Seppelt-Löffler, Papstgeschichte, 2. Aufl., S. 342). So war sein Entschluß gefaßt, Kirche und moderne Welt bzw. Kultur einander näher zu bringen. Als Papst auf die höchste Warte gestellt, unternahm er es, in groß angelegten, wohl abgewogenen und gut vorbereiteten Rundschreiben die Kulturbedeutung der Kirche und ihre Heilskräfte für die Schäden der modernen Gesellschaft ins hellste Licht zu setzen. Da er aber auch volles Verständnis für die Gegebenheiten und Forderungen der modernen Entwicklung zeigte, konnte er es auch versuchen, die zwischen beiden Gebieten objektiv bestehenden Verbindungslinien allen Beteiligten ins Gedächtnis zu rufen, ins Bewußtsein zu bringen und für die gemeinsame Tat und Zusammenarbeit die Richtlinien zu ziehen.

Dem Chaos der philosophischen Meinungen und Systeme, selbst unter den Katholiken, steuerte er bereits 1879, indem er durch das Rundschreiben »Aeterni Patris« die Philosophie des hl. Thomas von Aquin als die Philosophie schlechthin bezeichnete und für die katholischen und kirchlichen Schulen als Norm vorschrieb. — Die immer brennender werdende soziale (oder Arbeiter-) Frage behandelte er 1891 im Rundschreiben »Rerum novarum«, und wies damit der naturrechtlichen und christlichen Sozialtätigkeit einen sichern Weg. — Nicht minder Licht brachte er in die biblische Frage, die nicht weniger verworren war, durch das Rundschreiben »Providentissimus Deus« vom 18. November 1893. Wie Pius XI. das

Andenken des Rundschreibens »Rerum novarum« durch »Quadragesimo anno« (1931) feierte und dessen Weisungen zeitgemäß ergänzte, so hat auch, Zeitungsmeldungen zufolge, Pius XII. zum 50. Jahrestag von »Providentissimus Deus« ein Rundschreiben erlassen, dessen Wortlaut wir aber noch nicht kennen.

Schroff standen sich um 1890 zwei Richtungen in der Bibelfrage gegenüber, die »école stricte« und die »école large«, eine strenge und eine freiere Richtung, während eine vermittelnde Richtung, das sog. Zentrum, in einzelnen Punkten es mit der »école stricte«, in andern mit der »école large« hielt. Die erstgenannte hielt an der Lehre der Kirche über die hl. Schrift unverrückbar fest; nicht nur bzgl. der Inspiration, sondern auch in allen Fragen der Text- und Kanongeschichte und der Hermeneutik folgte sie der überlieferten und herkömmlichen Lehre; die andere Schule dagegen machte nicht nur in Text- und Kanongeschichte und Hermeneutik der modernen Forschung allerlei Zugeständnisse, sondern erweichte auch den Inspirationsbegriff. Scharf wurden unter den Biblikern die Klängen gekreuzt in Frankreich: Kardinal Meignan († 1896), Vigouroux († 1915), Brucker SJ. († 1926) gegen d'Hulst († 1896), Lagrange OP. († 1939), Loisy usw., in Deutschland z. B.: Kaulen († 1907), Schäfer († 1926), Fonck SJ. († 1930) gegen Scholz Ant. († 1908), Hummelauer SJ. († 1914), Schöpfer, Peters († 1939), in Holland, in England, in Italien. Ein Eingreifen des Hl. Stuhles, ein Schiedsspruch von der Cathedra S. Petri her ward mehr und mehr als zeitgemäß und notwendig empfunden. Freilich gelang es trotz aller Klugheit und Mäßigung, die Leo XIII. aufbot, dem Papste nicht, die streitenden Parteien zu versöhnen: Anhänger der école large fanden in einzelnen Ausdrücken des Rundschreibens einen Rückhalt für gewisse Lieblingsideen (z. B. Geschichte nach dem Augenschein), die Benedikt XV. in dem Rundschreiben »Spiritus Paraclitus« zu Ehren des hl. Hieronymus (1920) zurückweisen mußte; die école stricte dagegen trug noch lange Bedenken, den Weisungen des Papstes gemäß die nötigen wissenschaftlichen Hilfsmittel heranzuziehen, um die Wahrheit des Textes mit den modernen Errungenschaften in Einklang zu bringen (s. Schmidlin, Papstgeschichte II, S. 398). Aber wenigstens im Hauptpunkt wurde Klarheit geschaffen, in der Frage der Inspiration und deren Auswirkungen; außerdem war das streng wissenschaftliche Studium der hl. Schrift gerechtfertigt und konnte fortan auf gesicherter Bahn sich entfalten; mit Recht nennt das Schreiben der päpstlichen Bibelkommission an die italienischen Bischöfe vom August 1941 das Rundschreiben Leos die »Magna Charta« der neuern biblischen Studien.

Der genannte Gegensatz der strengen und der freieren Richtung unter den Biblikern in der Behandlung und im Studium der hl. Schrift war im Grunde nur die unausbleibliche Reaktion auf die rationalistische Bibelkritik des letzten Jahrhunderts in Frankreich (Renan), in Deutschland (Strauß, Bauer, Wellhausen), in Holland, in England. Diese Bibelkritik »entdeckte« in den einzelnen biblischen Büchern allerlei Widersprüche und spätere Zutat, Irrtümer naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Art, förmliche Fälschungen, sprach sie den von der Ueberlieferung festgehaltenen Verfassern ab und versetzte sie in

eine spätere Zeit, gab sie aus als Niederschlag von Legenden und Mythen oder des Gemeindeglaubens oder gar als Machwerk einer interessierten Clique. Auf diesen Radikalismus reagierten, wie bereits gesagt, die verschiedenen Richtungen innerhalb der katholischen Bibliker jede in ihrer Art. Wir stellen am besten die hauptsächlichsten Auffassungen einander gegenüber und fügen je die Weisungen an, die Leo XIII. gab. Die Nummern beziehen sich auf das *Enchiridion Biblicum* (*Documenta ecclesiastica S. Scripturam spectantia, Romae, 1927*), in dem das Rundschreiben Leos die Nrn. 66—119 einnimmt.

Nach katholischer Lehre haben die kanonischen Bücher Gott zum Urheber, weil sie unter der Eingebung des Hl. Geistes geschrieben wurden. Da erhebt sich die Frage: Wenn Gott für den Inhalt der hl. Schrift verantwortlich ist, hat er dann die Verantwortlichkeit für deren ganzen Inhalt ohne jedweden Unterschied übernommen? Die meisten Vertreter der *école stricte* antworteten mit einem unbedingten Ja: Alles, was wir von der hl. Schrift über die Natur der Dinge und die Weltgeschichte erfahren, ist ebenso frei von Irrtum wie die Offenbarungen, die unmittelbar die Heiligung der Menschheit bezwecken. Weil die hl. Schrift die Wirklichkeit der Vorgänge in der Natur und im Völkerleben so getreu wiedergebe, stellten die Franzosen Serres, Moigno u. a. (vor ca. 100 Jahren) Moses an die Spitze der Astronomen und Physiker und schrieben ihm und andern Hagiographen die umfassendsten geographischen Kenntnisse zu. Führende französische Theologen und Bibliker um die Mitte des letzten Jahrhunderts, wie Erzbischof Gousset und Prof. Glaire, erwarteten von der fortschreitenden Wissenschaft, sie werde die »wahnwitzigen« astrologischen und geologischen Theorien ihrer Zeit, die mit dem Wortlaut der hl. Schrift, zumal des Schöpfungsberichtes, in Widerspruch ständen, in leeren Dunst auflösen, wie es schon so oft in der Wissenschaftsgeschichte vorgekommen sei, und sie würde der streng wörtlichen Auffassung Recht geben, wonach Gott in sechs Tagen zu 24 Stunden das Weltall wie die Erde mit ihrer Ausstattung geschaffen habe. Andere, besonders Vigouroux, Reusch usw., verstanden unter den biblischen Schöpfungstagen ganze Perioden, die denen der wissenschaftlichen Erdgeschichte ganz parallel laufen (Konkordanz-Theorie oder Periodismus). In ähnlicher Weise traten die Anhänger der *école stricte* für die geographische oder doch ethnographische Allgemeinheit der biblischen Sintflut ein*.

* Allerhand merkwürdige Aufschlüsse über die Lage in Frankreich gibt das Buch von *Houtin: La question biblique chez les catholiques de France au XIXme siècle* (1902), das 1903 auf den Index der verbotenen Bücher kam, wohl zunächst wegen der offenen Sympathien des Verfassers für Rationalisten wie Renan und Loisy, aber wohl auch, weil die aus Büchern und Zeitschriften beigebrachten einläßlichen Zeugnisse für die katholische Theologie und Bibelwissenschaft denn doch zu belastend und beschämend waren, eine wahre Komödie der Irrungen. Wie ein Blitzlicht beleuchtete die geistige Einstellung im Klerus noch nach Erscheinen des Rundschreibens d'Hulst im *Correspondant* (25. Jan. 1895): Viele werden durch den Wiederhall der neuern Kontroversen verwirrt, viele befragen ihre geistlichen Führer, erwecken aber mit ihren Fragen nur Erstaunen und Schrecken. Viele öffnen erstmals die Bibel; dabei verlieren manche den Glauben, andere schließen eiligst wieder das Buch mit dem festen Entschluß, nicht mehr an einen solch verwirrenden Gegenstand zu denken. (a. a. O. 157.)

Die schwache Seite dieser Auffassungen erblickten die Anhänger des Zentrums und der freieren Richtung, des sog. »linken Flügels«, mit Recht darin, daß die Erklärung der hl. Schrift ganz von dem jeweiligen Stand der Natur- und Geschichtswissenschaften abhängig wird; je nachdem z. B. die Geologen die Gebirge durch vulkanische oder maritime Kräfte entstanden sein ließen, fanden die konkordistischen Erklärer auch im hl. Text den Vulkanismus bzw. den Neptunismus, wenn nicht ausgesprochen, so doch angedeutet. Wenn die Vertreter der streng wörtlichen Auffassung z. B. des Schöpfungsberichtes zuerst Meinungen verteidigten, die sie in engster Beziehung zur göttlichen Offenbarung und zum katholischen Glauben stehend ausgaben, dann aber, Schritt um Schritt vor den Wissenschaften mit ihren nicht mehr bestreitbaren Ergebnissen zurückwichen, so verglich die *école large* dies nicht zu Unrecht mit dem Rückzug einer Armee, die, weil sie jeden schwachen Punkt zu halten sucht, schließlich auch die guten Stellungen verliert; folge dazu noch jedem Frontwechsel, z. B. in der Geologie, auch ein solcher in der Exegese, so müßten sehr bald nicht nur die Erklärer der hl. Schrift, sondern auch diese selbst bei allen logisch denkenden Menschen dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen; so Peters, Scholz u. a. Um aber jedem Konflikt zwischen Bibel einerseits, Natur- und Geschichtswissenschaft andererseits, ein für allemal zu entgehen, schlug man verschiedene Wege ein. Die einen wollten die Inspiration auf die Glaubens- und Sittensachen beschränkt wissen, so Lenormant († 1881), Rohling († 1931) und die Italiener Bartolo, Savi, Semeria usw. Kardinal Newman nahm die sog. »obiter dicta«, Stellen von minderm Belange, von der Inspiration aus. Wieder andere ließen wohl den ganzen Inhalt der Bibel inspiriert sein, aber bloße Aussagen (*énoncements*, im Gegensatz zu den *enseignements*) und die für den religiösen und sittlichen Unterricht verwendeten Bilder könnten Irrtümer enthalten, bzw. die irrigen Auffassungen der Zeit wiedergeben.

Solchen Auffassungen gegenüber konnte Leo XIII. als Glaubenswächter nur die herkömmliche Kirchenlehre über die Inspiration wahren. Er griff auf die Definitionen der Konzilien von Trient (4. Sitzg.) und vom Vatikan (3. Sitzg.) zurück und erläuterte noch näher das Wesen und den Vorgang der Inspiration. »Weit entfernt, daß bei der göttlichen Inspiration ein Irrtum unterlaufen könnte, schließt sie schon an und für sich nicht bloß jeden Irrtum aus, sondern schließt ihn als verwerflich ebenso notwendig aus, als es notwendig ist, daß Gott, die höchste Wahrheit, nicht der Urheber eines Irrtums sein kann« (Eb. 109); und »in den echten Stellen der heiligen Bücher einen Irrtum zulassen, heißt entweder den katholischen Inspirationsbegriff verdrehen oder Gott selber zum Urheber des Irrtums machen« (Eb. 110). So wurden die Versuche der *école large*, den Inspirationsbegriff abzuschwächen, unmißverständlich abgelehnt und zurückgewiesen. Aber auch die Anhänger der *école stricte* mußten sich belehren lassen, daß der Hl. Geist, der durch die biblischen Verfasser uns Menschen über das innere Wesen der Dinge keine Belehrung geben wollte, da diese niemandem zum Heile nützen (*nulli saluti profutura*); daß daher die Verfasser, statt Naturforschung zu treiben, die Dinge manchmal eher in bildlicher Weise beschrieben oder so, wie es der vulgäre Ausdruck jener Zeit mit sich

brachte, und daß Gott, indem Er zu Menschen redete, nach der menschlichen Fassungskraft und ihrem Sprachgebrauch sich ausgedrückt habe (Eb. 106); daß in den Dingen, die nicht zum Glauben gehören, die heiligen Väter, genau so wie wir, verschiedener Ansicht sein konnten und durften, so daß ihre Erklärungen, sofern sie nicht Glaubenswahrheiten betreffen, für die Späteren nicht verbindlich seien (Eb. 107). Dazu entnahm Leo den Schriften der hl. Augustin und Thomas von Aquin verschiedene feinsinnige Bemerkungen, wie Streitigkeiten zwischen den Biblikern und den Naturforschern vermieden oder doch auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden könnten (Eb. 106 u. 107); der Grundgedanke ist immer: Theologen und Naturforscher sollen je auf ihrem Gebiete bleiben und nichts grundlos behaupten oder Unbekanntes als gewiß ausgeben.

Das Konzil von Trient hatte in seinem dogmatischen Dekret über die hl. Schriften alle Bücher samt allen ihren Teilen, wie sie seit alters in der katholischen Kirche gelesen werden und in der alten lateinischen Vulgata enthalten waren, als heilig und kanonisch erklärt (Eb. 45), und im Disziplinar-Dekret über die Ausgabe und die Benützung der hl. Schrift diese Vulgata als *a u t h e n t i s c h* bezeichnet und als maßgebend für öffentliche Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Erklärungen vorgeschrieben (Eb. 46), und als Richtschnur für die richtige Schrifterklärung stellte es den Sinn hin, den die Kirche je und je festgehalten habe (Eb. 47).

(Schluss folgt.)

Biblische Miszellen

Residenzwechsel.

Es war wohl von jeher ein allgemein menschliches Bestreben, den harten klimatischen Einbrüchen einer Jahreszeit durch einen Wohnungswechsel zu entgehen. Im alten Rom waren im Sommer die Straßen jedesmal außerordentlich belebt von Reisenden, die sich aus der drückenden Schwüle und der Fieberluft der Stadt ins nahe Gebirge, an die Küste von Latium oder in die Campania hinaus zu retten versuchten. Die höheren Stände Roms hatten ihre regelmäßige Villeggiatur; schon die Großen der Republik, besonders aber die Großen der Kaiserzeit, ihre Sommervillen und Winteraufenthalte. Im Hochsommer zog man besonders gern an den Anio, nach Tibur und Tusculum, nach Velitrae und Praeneste und nach dem dort sich hinziehenden Waldgebirge. Als Winteraufenthalte waren beliebt Orte im südlichen Italien, wie Velia und Salernum, besonders aber das weltabgeschiedene, fruchtbare Tarent, wo der Winter milde war und der Frühling sich lange hinzog.

Nach allen Angaben und Anzeichen haben in der ziemlich abgelegenen Provinz Judaea »die Großen des Reiches« diesen Residenzwechsel ebenfalls betrieben. Denn auch hier »schneidet Gott«, wie Philo sagt, »mit seinem scharfen und zweischneidigen Wort die Luft in die Wandlungen von Sommer und Winter«. Frühling und Herbst gelten dem Orientalen als fast unmerkliche Uebergangszeiten. Aber Sommer und Winter können gelegentlich große Verschärfungen erfahren. Der Sommer kann unerträglich werden durch die *smûm* und *šarkîje* genannten heißen Wüstenwinde, die bei uns unter dem Namen Samum und Schirokko bekannt sind.

Und im Winter können ausnahmsweise Schneelasten vom Himmel fallen, die tagelang liegen bleiben, Bäume zerreißen und Häuser eindrücken. Sodann wirken sich Sommer und Winter in verschiedenen Regionen des Landes verschieden aus. Während die Sommerhitze auf den Landeshöhen östlich und westlich vom Jordan, die im Norden bis zu 1000 m und darüber aufsteigen, eine große Mäßigung erfährt, erhebt sie sich in den Niederungen, besonders im Jordantal und in der Küstenebene, zu einer subtropischen, ja selbst tropischen Höhe. Und während es im Winter auf den Landeshöhen eigentlich kalt und rauh ist, bleibt es in den Niederungen warm und angenehm. Die Alten kannten in Italien Orte, die für die Villeggiatur im Sommer und im Winter gleich angenehm waren, wie z. B. den Küstenort Luna (Spezia). In Palästina wird man solche Orte vergeblich suchen. Das sind Verhältnisse, die dem Paradiese eigen sind. Die Essener glauben nämlich, daß den guten Seelen drüben über dem Ozean ein Aufenthalt bereitet sei, wo es keine Regenschauer und Schneegestöber, aber auch keinen Sonnenbrand gebe. Ein milder Zephyr fächle in beständiger Kühlung vom Ozean herüber (Jos. B II 155). Aber im irdischen Palästina wußte und weiß jedermann, daß die Sommerhitze Sonnenstich und Hitzschläge verursacht, Hautausschläge und Fieberanfälle. Wer in hohem Maß »die Last und Hitze des Tages zu tragen hat«, wird krank. Der Orientale pflegt zu sagen: »Sein Blut ist übergekocht vom Laufen in der Hitze.« Aber jedermann wußte und weiß auch, daß die Winterkälte der menschlichen Gesundheit gefährlich ist. Man sagt in Palästina allgemein: »Ursache jeglicher Krankheit ist die Kälte.«

Wenn Ende April oder Anfang Mai »der Saft in die Zweige schießt« (Luc. 21, 29) und die Plejaden aufgehen, beginnt die Sommerhitze zu steigen und kann der Residenzwechsel für den Sommer eingeleitet werden. Und wenn Ende Oktober oder Anfang November die Olivenernte einsetzt, die Schifffahrt auf dem Meere eingestellt wird, der große Versöhnungstag nahe ist und die Plejaden untergehen, kann die Residenz für die nun anhebende Winterkälte gewechselt werden. In meinem Orientjahr gingen nach einer heftigen Bewegung in der Atmosphäre die ersten winterlichen Regenschauer in der Allerheiligen-Nacht über das hochgelegene obergalilaeische Safed nieder.

Jener Herodes, den die Zeitgenossen allgemein »den König« nennen und Josephus nur ein einziges Mal »den Großen«, wie es nun heute allgemeine Sitte geworden ist, hat für die Sommerzeit im hochgelegenen Jerusalem an der westlichen Stadtmauer der Oberstadt einen über alle Beschreibung herrlichen Königspalast erbauen lassen. Zu Beginn der Winterzeit zog er in die tiefe Niederung der Jordanaue hinunter. Hier hatte er in gemessener Entfernung westwärts vom alten Jericho ein neues Jericho erstehen lassen und darin einen Königspalast, von dem heute noch Ruinenreste zu sehen sind. Auch die Spuren jener Fischteiche sind noch zu sehen, in denen er nach einem üppigen Mahl seinen Schwager, den jugendlichen Hohenpriester Aristobulus, hat ertränken lassen. In diesem Palast zu Jericho, also zur Winterzeit, ist Herodes der Große auch gestorben. Aber leben ließ sich hier in der Ebene auch bei kalten Winterbrüchen angenehm. Eine wohlige Wärme herrscht hier um diese Jahreszeit, und man kann zur Nachtzeit im Freien

schlafen, ohne sich zu bedecken. Unerträglich wird die Ebene aber zur Zeit steigender Sommerhitze. »Da wird die Ebene förmlich ausgesengt, so daß sie infolge der außerordentlichen Trockenheit stets eine ungesunde Dunsthülle über sich gelagert hat. Alles ist dann nur eine einzige wasserlose Steppe mit Ausnahme des Jordanlaufes« (Jos. B. IV 457 f.). Das war die Zeit der Verlegung der Residenz von Jericho hinauf nach Jerusalem.

Herodes' Sohn, Archelaus, der bis zum Jahre 6 n. Chr. mit dem Titel eines Ethnarchen über Samaria und Judaea regiert hat, wird keiner anderen Villeggiatur gehuldigt haben als sein Vater. Wir haben darüber keine besonderen Nachrichten.

Ein anderer Sohn Herodes des Großen, Herodes mit dem Zunamen Antipas, der mit dem Titel eines Tetrarchen über Galilaea und Peraea zur Herrschaft kam, residierte anfänglich in dem hochgelegenen, untergalilaeischen Sepphoris, dem heutigen şaffürije. Nachdem er dann an der volkreichen Westküste des Sees Genesaret, in der überaus heißen Talsenke, die neue Residenz Tiberias mit ihrer Felsenhochburg erbaut hatte, blieb Sepphoris offenbar seine Sommerresidenz. Sepphoris galt im Altertum geradezu als Luftkurort. Wenn wir indes gelegentlich den Tetrarchen bei der Feier seines Geburtstages mit seiner Familie und den Großen seines Reiches zu Machaerus antreffen (vgl. Mt. 14, 6 ff.), ist es sehr wohl möglich, daß der Regent auch zu Machaerus auf den luftigen, moabitischen Uferbergen des Toten Meeres an der einsamen Grenze gegen Arabien seine Sommerresidenz aufzuschlagen gewohnt war. Hier hatte schon sein Vater, König Herodes, einen prächtigen Königspalast mit weiten, herrlichen Wohnräumen, Zisternen und einer Parkanlage erbauen lassen (Jos. B. VII 175 f.).

Es ist bekannt, daß die Prokuratoren der Provinz Judaea ihre Winterresidenz in dem von Herodes dem Großen erbauten Caesarea am Meer aufschlugen. Auch hier hatte der Regent einen Königspalast erbaut. Caesarea bot alle Reize einer Meerlandschaft. Und im Winter herrschte hier eine ganz milde Temperatur (Jos. B. III 413). Da es in dieser sandigen Küstengegend im Sommer »zum Ersticken heiß« ist (Jos. ebenda), was ich am 5. Juli 1921 am eigenen Leibe erfuhr, müssen die Statthalter im Sommer irgendwo im Gebirge ihre Residenz aufgeschlagen haben. Dafür kommt in erster Linie in Betracht das hochgelegene Jerusalem. Den Königspalast in der Oberstadt nennt Philo ja geradezu »Prokuratorenpalast«. Die letzten Prokuratoren vor dem Krieg waren mit den Juden stark verfallen, so daß zu vermuten ist, daß sie Jerusalem nicht mehr zu ihrer Villeggiatur auserwählt haben. Als Gessius Florus mit dem Geleite einer Kohorte nach Jerusalem hinaufzieht, läßt er die Juden, die zu seiner Begrüßung aus der Stadt hinausgeströmt waren, mit Holzknütteln zusammenschlagen. Die Juden ihrerseits lassen in Caesarea zum Spott zugunsten des Leuteschinders Florus einen Korb zirkulieren mit der Aufschrift: »Ein Almosen für den armen Florus!« Für diese Statthalter kommt als Sommerquartier vor allem das hochgelegene Sebaste, die Neugründung der Stadt Samaria, in Betracht. Auch hier hat König Herodes seine »Prachtsbauten« errichtet. Es wohnte hier eine den römischen Prokuratoren besser zusagende heidnisch-samarita-

nische Bevölkerung. Und Josephus bezeugt ausdrücklich, daß das Klima in dieser samaritanischen Hügellandschaft milde sei (B. III 49). Zudem stammte ein Teil des in Caesarea stationierten, dem Landpfleger unterstellten auxiliären Militärs, die Sebastener, aus diesem unserem Sebaste. Und tatsächlich treffen wir Gessius Florus einmal in Sebaste bei Ausübung seiner Richtertätigkeit auch an (Jos. II 292).

Herodes Agrippa I., ein Enkel Herodes des Großen, weilte ebenso gern im jüdischen Tempel zu Jerusalem wie im heidnischen Theater und bei den heidnischen Sportveranstaltungen zu Caesarea. Es ist darum keine Frage, daß er sich die beiden Königspaläste von Jerusalem und Caesarea als Sommer- und Winterresidenz auserwählt hat. Er ward vom Kaiser Claudius zum König bestellt über das ganze, von seinem Großvater betreute Reich, starb aber schon nach 4 Jahren Regierungstätigkeit (41—44) in einem hochgelegenen Gemach seines Palastes in Caesarea nach fünftägiger schwerer Unterleibskrankheit.

Ein Urenkel Herodes des Großen, Herodes Agrippa II., der sein Reich östlich vom See Genesaret besaß, wohnte im Winter in der heißen syrischen Küstenstadt Berytus (bērūt), im Sommer aber in dem luftigen, hochgelegenen Königsschloß auf dem Höhenrücken oberhalb der Jordanquellen von Paneas.

Auch die heutigen Magistraten Palästinas haben ihre Villeggiatur. Der erste englische Hochkommissar Palästinas z. B., Lord Herbert Samuel, hatte seinen Wohnsitz im Winter mit Vorzug auf dem Oelberg bei Jerusalem, im Sommer aber in der hochgelegenen jüdischen Kabbalistenstadt Safed im oberen Galilaea.

Baden.

Prof. Dr. Haefeli.

Aus der Praxis, für die Praxis

Unsere Glaubenspredigt.

Ein einfältiger Titel, wird mancher Mitbruder denken: Glaubenspredigt, das muß ja unsere Predigt immer sein. Aber, was ich eben betonen möchte, ist das Wort **G l a u b e n**. Daß es da fehlt bei unsern Mitchristen, vielfach auch bei guten und vielleicht manchmal auch bei uns selber, das ist eigentlich der tiefste Grund unserer und der ganzen Welt so bedenklichen Lage. Wenn wir der Predigt die aktuellste Note geben wollen — keine ist so aktuell, wie der Nachweis, daß wir in eine solche Nacht hineingekommen sind, weil wir das Licht verlassen haben. »Lux in tenebris lucet, et tenebrae eam non comprehenderunt.« Da müssen wir mit uns und mit unserem Kirchenvolk einmal eine Gewissensforschung machen. Wir müssen einmal offen und ehrlich Nachschau halten, ob unser sogenanntes »christliches« Leben noch diesen Ehrentitel verdient. Oder ist es nicht in vielen Bezirken unseres Lebens so, daß Christus nicht mitgehen dürfte, weil wir ja gar nicht als Christen handeln, sondern wie irgendein Nichtchrist oder gar ein Gottloser? Mir kommt die moderne Menschheit vor wie der verlorene Sohn. Jetzt kommt der Hunger, jetzt kommt die Einsamkeit, wo der Mensch in sich kehrt und aus der großen Täuschung heraus den Weg zu seinem Herrgott zurück finden möchte. Beim Tasten und Suchen in der Verdunkelung müssen wir dem modernen Menschen, in der Stadt und auf dem

Land, die Hand reichen. Die Predigt muß seinem Schrei nach Hilfe begegnen. Aber ja nicht in einer geschwellenen, hochpolitischen Rede! Auch nicht mit Theatergesten und Barockumhängen. Der moderne Mensch ist viel zu viel Realist, um sich an solchem Raketenfeuer zu erfreuen. Der Krieg hat unseren Speisezetteln auf einfache Kost eingestellt. Die brauchen wir auch in der Kirche. Nicht Leckereien, sondern echte, gesunde, katholische Kost aus dem Evangelium, nicht durch Geistreicheleien fad gemacht.

Letzthin hat mir ein eifriger Predigtbesucher die Predigt seines Pfarrers gezeichnet: modern, interessant, aber man hat nichts für die Seele.

Erstes und höchstes Ziel der Predigt ist Glaube n s g e i s t wecken, erhalten und fördern. Die sonntäglichen, sich gleichbleibenden Perikopen bringen für den Prediger die Gefahr der Eintönigkeit oder Zersplitterung. Es wird den Zuhörern und uns selber zu großem Nutzen sein, wenn wir einmal ein ganz bestimmtes Thema stellen und durchbehandeln. Gerade als Hauptthema: der Glaube. Es werden sich in den sonntäglichen Evangelien dazu immer Anknüpfungspunkte finden. Gehen wir ernstlich an die Arbeit und legen wir uns und unsern Zuhörern das ganze Thema zurecht in 7 oder 8 oder, wenn es sein muß, noch mehr Predigten mit ernstem Studium der Dogmatik und Moral über den Glauben. Uns selber gehen bei diesem Studium die Augen auf, und in mancher Seele, die bisher in gemütlichem Schritt, vermeintlich heilssicher, durchs Leben schritt, wird es aufleuchten. Die Seele wird dann innerlich unruhig und fängt an zu suchen, merkt, daß sie im Halbdunkel tappt und streckt dir die Hand entgegen; sie fängt an, ein bewußtes, inneres Leben zu führen.

Soweit muß doch unsere Predigt führen. Nicht Parade, nicht rhetorische Glanzleistung, nicht Pose, sondern Wegweiser nach innen und oben muß unsere Predigt sein. Wir dürfen die äußere Form nicht vernachlässigen, aber sie nicht zur Hauptsache werden lassen. Die Kraft der inneren Ueberzeugung wird die Menschen zu Gott bringen. Und diese haben wir aus Gott, in einem lebendigen Glauben. Helfen muß die Gnade des Hl. Geistes, dessen Sprachrohr wir sein dürfen im hl. Predigtamt. Das Thema muß behandelt werden nach der Eigenart der Zuhörerschaft. Wir müssen uns aber selbst durch das Problem gerungen haben, um es lebenswarm bieten zu können. Im Zyklus über den Glauben könnte man behandeln: Dogmatischer Begriff des Glaubens, Wichtigkeit des Glaubens, Eigenschaften des Glaubens. Dann eine Gewissenserforschung: wie bekennen wir unsern Glauben? Warum bringt das Gotteswort in uns keine Frucht? Zum Abschluß: der Glaubenseifer. Gewiß ein lohnender Versuch, wenn wir damit in den uns anvertrauten Seelen das Glaubenslicht wieder anfachen können und Men-

schen erziehen, die auch in schwerster Stunde aus ihrer Glaubensstärke heraus aufrecht bleiben, nicht wankend in Glaube und Hoffnung. Ge.

Kirchen-Chronik

Personalnachrichten

Diözese Basel. H.H. Josef Amrein, bisher Vikar im katholischen Jugendheim in Luzern wird Vikar in Zofingen. An seine Stelle tritt H.H. Neupriester Adolf Studer von Hägendorf.

Diözese St. Gallen. H.H. A. Keller, Pfarrer von Weesen hat resigniert und zieht sich aus Gesundheitsrücksichten in das Kreuzstift zu Schänis zurück.

Philosophische Tagung über neuscholastische Erkenntnislehre

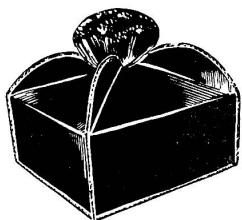
Die Philosophischen Gesellschaften Freiburg und Innerschweiz veranstalten Freitag / Samstag, den 19. / 20. November an der Universität Freiburg (Vorlesungsgebäude) eine Studientagung über die neuscholastische Erkenntnislehre. Die Tagung beginnt Freitag, den 19. November, 14 h. c. h. und schließt am Spätnachmittag des Samstag. Sie umfaßt vier Mitteilungen zu 15 Minuten und drei Referate zu 30 Minuten. Es werden sprechen: Prof. Dr. J. Zürcher, Sitten: Die Erkenntniskritik von J. de Vries. Dr. P. Hildebrand Pfiffner, Ascona: J. Maréchal's Schau des kritischen Problems. Dr. P. Maximilian Roesle, Einsiedeln: Der kritische und der unkritische Realismus. Univ.-Prof. Dr. P. Marc de Munynck, Freiburg: La connaissance des qualités secondaires. Dr. Emil Spieß: Die Gewißheit der historischen Erkenntnis. Univ.-Prof. Dr. P. Paul Wyser, Freiburg: Kritik des Urteils. Univ.-Prof. Dr. P. Irénée Chevalier: Problème critique et conscience de soi.

Die Zusammenfassung der Referate und die einschlägige Bibliographie werden vor den Sitzungen zu bescheidenem Preise abgegeben. Die Versammlungen sind öffentlich. Der Eintritt beträgt für Nichtmitglieder für die ganze Tagung Fr. 2.—. Programme und Eintrittsausweise können vorausbezogen werden beim Sekretär der Philosophischen Gesellschaft Innerschweiz, P. M. Roesle, Einsiedeln.

Rezension

Das Zisterzienserklöster Frienisberg 1138—1300. Von Dr. Bernhard Schmid. — Buchdruckerei Karl Baumann, Bern 1936.

Es handelt sich hier um eine Dissertation, die Bibliothekar Dr. Bernhard Schmid der Universität Bern eingereicht hatte, aber über das hinaus eine reife und wertvolle historische Arbeit darstellt. Der ganze Ton, der durch das Buch geht, ist nobel und fein. Weil der Verfasser ein protestantisches Milieu im Auge hatte, erging er sich vielleicht etwas stark in Erörterungen über die allgemeine Geschichte des Zisterzienserordens. Er nahm es mit der Auswertung der Quellen sehr genau, hat aber vielleicht eine wichtigste Quelle, nämlich die Generalkapitel, nicht genügend berücksichtigen können. Das Quellenmaterial über Frienisberg ist für die Zeit des Mittelalters spärlich. Der Verfasser hat mit seiner Arbeit auch der katholischen Sache einen Dienst geleistet, und es wird uns auch freuen, wenn er, wie vorgesehen, die spätere Zeit bis zur Aufhebung des Klosters durch die Berner Regierung behandeln wird. G. St.



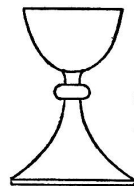
Birette

Reinwollene Qualität
für den täglichen Gebrauch

Seide mit Naturwolle
für Sonn- und Festtage

In allen Nummern lieferbar

Ant. Achermann, Kirchenbedarf, Luzern



Jbach **P. NIGG** Schryz

--- bekannt für gediegene, hand-
gehämmerte Gold- u. Silberarbeiten.

Inserat-Annahme durch Räder & Cie. Luzern

Insertionspreis: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts.



RUCKEL & CO LUZERN

KUNSTGEW. GOLD- + SILBERARBEITEN
KIRCHENKUNST

Telephon 2 42 44 Bahnhofstraße 22a

Clichés rasch und zuverlässig!

SCHWITTER A.G.

BASEL Allschwilerstrasse 90
ZURICH Stauffacherstrasse 45



Jos. Süess Kirchengoldschmied

Winkelriedstrasse 20, LUZERN / Telephon 2 93 04

Die Werkstätte für stilgerechte handgearbeitete Kirchengesetze / Ausführung nach eigenen und gegebenen Entwürfen / Vergolden / Versilbern / Renovationen
Reelle Bedienung / Mäßige Preise

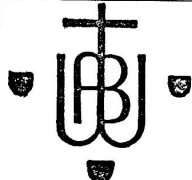
Teppiche Linoleum Vorhänge *Spezialität: Kirchenteppiche* **Linsi**

Teppichhaus z. Burgertor
am Hirschengraben LUZERN

Breviere
Missale Romanum
Missae defunctorum
Rituale Romanum

In verschiedenen Ausgaben noch vorrätig

Buchhandlung **Räber & Cie.**
Luzern



Atelier für kirchliche Kunst
A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST GALLEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakelneubauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Unsere Heiligen

Räbers Heiligenlegende 1944

Mit Stützkarten Fr. 2.50

Ein schönes Heft mit 24 ganzseitigen Bildern, das zugleich als Kalender dient! — Ein ausgezeichnetes Mittel zur Förderung einer gesunden Heiligenverehrung

Verlag Räber & Cie. Luzern



Meßweine

sowie Tisch- u. Flaschenweine

beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma

Fuchs & Co. Zug
Telephon 4 00 41

Kundenurteil

Der Mantel hat meine vollste Zufriedenheit gefunden, er passt mir gut.
J.G. Prim.

Priesterteile

Feinmaß, Maßkonfektion Vorteilh. Preise

R. Roos, Sohn, Luzern
Leodegarstrasse 7 Telephon 2 03 88

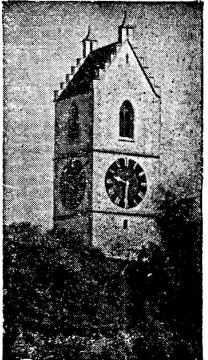
Über 20 Occasions -

Harmoniums

zu 165, 185, 225, 350 und höher wobei fast neue, verkaufe wieder günstig, auch in Teilzahlung und Miete.
(Verlangen Sie Lagerliste.)

J. Hunziker, Pfäffikon (Zch.)

Turmuhren - FABRIK



J. G. BAER
Sumiswald
Tel. 38 — Gegr. 1826

Kunstgewerbliche Werkstatt


übernimmt Renovationen und Neu-Entwürfe von

Figuren, Metallarbeiten und Volkskunst-Gegenständen

Auskunft erteilt Robert Duß, jun., Lehrer, Menznau (Luz).

Bleiverglasungen

neue, und Reparaturen liefert
Glasmalerei **Jos. Buchert, Basel**
Amerbachstrasse 51 Tel. 4 08 44



Kleines Volksmeßbuch
Von P. B o m m

Kunstleder, biegsam,
Rotschnitt Fr. 2.60
bei 10 Stück Fr. 2.55
bei 25 Stück Fr. 2.50
bei 50 Stück Fr. 2.45

Leinwand, Rotschnitt . Fr. 3.10
bei 10 Stück Fr. 3.05
bei 25 Stück Fr. 3.—
bei 50 Stück Fr. 2.95

Vorrätig in der
Buchhandlung **Räber & Cie.**
Luzern

Katholische
anbahnung, diskret, streng reell erfolgreich
Ehe Kirchliche Billigung
Auskunft durch Neuland-Bund,
Basel. 15/H Fach 35 603